

Rezensionen = Comptes rendus

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse**

Band (Jahr): **80 (1986)**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

REZENSIONEN – COMPTE RENDUS

Helvetia Sacra, begründet von P. Rudolf Henggeler OSB, weitergeführt von Albert Bruckner, herausgegeben vom Kuratorium der Helvetia Sacra. Abteilung III: Die Orden mit Benediktinerregel. Band 1: Frühe Klöster, die Benediktiner und Benediktinerinnen in der Schweiz, redigiert von Elsanne Gilomen-Schenkel. 3 Teilbände, A. Francke AG Verlag, Bern 1986.

Der in drei stattlichen Teilbänden vorgelegte Band 1 der die «Orden mit Benediktinerregel» erfassenden Abteilung III der Helvetia Sacra ist von 50 Autoren in einem Zeitraum von mehr als zwei Jahrzehnten bearbeitet worden. Er enthält auf 2150 Seiten unterschiedlich ausführliche Artikel über insgesamt 92 monastische Institutionen, die nach dem bewährten Schema der bisher erschienenen Bände aufgebaut sind, sowie drei umfangreiche einführende Beiträge von Elsanne Gilomen-Schenkel über «Frühes Mönchtum und benediktinische Klöster des Mittelalters in der Schweiz» (S. 33–93), von Rudolf Reinhardt über die «Die Schweizer Benediktiner in der Neuzeit» (S. 94–170) und von Brigitte Degler-Spengler über «Die Schweizer Benediktinerinnen in der Neuzeit» (S. 171–230). Die Konzeption der Helvetia Sacra, über die Albert Bruckner im ersten Band dieser Reihe (1972, S. 5–16), Brigitte Degler-Spengler in der Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte 22 (1972, S. 282–295), Elsanne Gilomen-Schenkel in derselben Zeitschrift (29, 1979, S. 509–515) und dann nochmals im ersten der drei zu besprechenden Teilbände (S. 5–10) Rechenschaft abgelegt haben, wurde den älteren Vorarbeiten Friedrich von Mülinens und Rudolf Henggeler folgend «von dem erst seit dem Hochmittelalter aufgefächerten Ordenswesen her entwickelt» (III/1,1, S. 5). Diese nicht unproblematische Entscheidung bringt es mit sich, daß sich eine nicht geringe Anzahl monastischer Kommunitäten, deren Gründung vor der anianischen Reform erfolgte, der Einordnung unter den für diese Zeit anachronistischen Begriff «Benediktinerklöster» entzieht. Herausgeber und Redaktion haben dieses Problem bewußt in Kauf genommen und ihm Rechnung zu tragen versucht, indem die fraglichen 17 Gemeinschaften unter dem Titel «Frühe Klöster in der Schweiz» in einer eigenen Abteilung zusammengefaßt sind (S. 231–353), die den Abschnitten «Die Benediktiner in der Schweiz» (S. 355–1675) und «Die Benediktinerinnen in der Schweiz» (S. 1677–2019) vorangestellt ist. Es folgt (S. 2021–2141) ein Register, das die Aufgabe, «die genannten Personen und Orte von der deutschen, französischen und italienischen Sprache her auffindbar zu machen» (S. 2021), recht unterschiedlich löst. So ist beispielsweise Karl der

Große unter «Karl», sein Sohn Ludwig der Fromme aber unter «Louis» eingereiht. Merkwürdig ist auch, daß der Reichenauer Abt Walahfrid unter «Strabo», der Fuldaer Abt Hraban unter «Maurus», Benedikt unter «Aniane», Otfrid unter «Weißenburg», Notker Balbulus von St. Gallen dagegen unter «Notker», Grimald von St. Gallen unter «Grimald» usw. eingereiht sind, zumal Verweise nicht in allen Fällen für notwendig erachtet wurden. – Es ist hier nicht möglich, auf die Artikel im einzelnen einzugehen und die Arbeit der jeweiligen Autoren zu würdigen. Die Unausgewogenheit, die sich aufgrund der Vielzahl von Verfassern auch nicht durch eine noch so sorgfältige redaktionelle Überarbeitung ausgleichen läßt, ist unübersehbar. Sie zeigt sich schon rein äußerlich am Umfang der einzelnen Artikel, so etwa, wenn die Geschichte der Reichsabtei Murbach nur eine knappe Seite (S. 872 f.) und damit nicht einmal ein Fünftel des Raumes einnimmt, der der Geschichte des Frauenklosters Sädingen eingeräumt ist (S. 324–332). Beide Klöster liegen bekanntlich nicht auf dem Gebiet der heutigen Schweiz, sind aber als dem «schweizerischen Gebiet ... essentiell verbundene ausländische Klöster aufgenommen» (S. 6) worden. Dies ist sicher grundsätzlich zu begrüßen, wenn auch das, was beispielsweise über die einstmals bedeutendste Reichsabtei Reichenau (S. 1059–1062) notiert ist, nicht einmal den oberflächlichsten Benutzer zufriedenstellen dürfte (vgl. dagegen S. 1180–1232 die ausführlich dargestellte Geschichte der Schwesterabtei St. Gallen!). Hier – wie in vielen anderen Artikeln – fällt auch der unterschiedliche Bearbeitungsstand sehr ins Gewicht: Während einige Artikel noch den Stand der sechziger Jahre repräsentieren – wie trotz einiger Nachträge der Artikel «Reichenau» –, zeugen andere Artikel von dem Bemühen, den neuesten Forschungsstand, auch bezüglich der zuständigen Quellen-Editionen und Sekundärliteratur, zu berücksichtigen. Es ist auch nicht ersichtlich, warum die Äbte – etwa im Artikel «Reichenau» – als «Obere», im Artikel «St. Gallen» usw. aber als «Äbte» bezeichnet sind. Diese und andere Unzulänglichkeiten vermögen aber nicht die Freude darüber zu trüben, daß nun auch die frühe Klosterwelt der Schweiz eine adäquate Darstellung gefunden hat, die als Basis für die Erforschung des benediktinischen Mönchtums in den Frauen- und Männerklöstern dieser Region wertvolle Dienste leisten wird. Dazu werden vor allem die meist sehr reichhaltigen Quellen- und Literaturangaben beitragen. In diesem Zusammenhang ist nachdrücklich auf die bereits oben erwähnten einführenden Beiträge hinzuweisen, in denen die Entwicklungen in den einzelnen Klöstern im Zusammenhang übergreifender monastischer Bewegungen, «Wellen» und Reformen gesehen werden und Darstellung finden. Sie machen, gemeinsam mit den einzelnen Klosterartikeln und den diesen angefügten Äbte-Katalogen und -Kurzbiographien, die drei vorliegenden «Benediktinerbände» zu einem zukünftig unentbehrlichen Nachschlagewerk, das den Stand der Erforschung des benediktinischen Mönchtums auf dem Gebiet der heutigen Schweiz repräsentiert. Dafür ist dem Kuratorium der Helvetia Sacra, der Redaktion und nicht zuletzt den einzelnen Autoren, die nach ihrem Vermögen zu der gemeinsamen Aufgabe beigetragen haben, nachdrücklich zu danken.

Kirchengeschichte und allgemeine Geschichte in der Schweiz. Die Aufgabe der *Helvetia Sacra*. – L'histoire de l'Eglise et l'histoire générale en Suisse. La mission de l'*Helvetia Sacra*. Basel: Schwabe, 1986. 124 S. ITINERA 4.

Unter obigem Titel wurde in Bern der Schweizerische Historikertag 1985 durchgeführt. Die Besucherzahl war recht erfreulich. Das Interesse an (Schweizer) Kirchengeschichte (KG) ist reichlich vorhanden. In vorliegendem Band der neuen, von der AGGS betreuten Reihe ITINERA liegen die Referate gedruckt vor, versehen mit Anmerkungen. Im Vorwort, wofür die Redaktion der *Helvetia Sacra* (HS) zeichnet, wurden auch einige Probleme, die sich bezüglich der HS bei der Diskussion stellten, berücksichtigt und klargestellt.

B. Degler-Spengler führt mit ihrem Referat über die HS ins Thema «KG als Teil der allgemeinen Geschichte» ein: Das großangelegte Werk will ein «Handbuch und Arbeitsinstrument zur Geschichte der Schweiz» sein, die selber wieder Teil der allgemeinen, übernationalen Geschichte und KG ist. Die folgenden Beiträge greifen dann Einzelaspekte heraus, die diese Verflechtung beispielhaft darlegen. E. Gilomen-Schenkel kann mit ihrer Abhandlung über den Gebetsbund von Attigny 762 zeigen, daß mit den dort genannten «Schweizer» Teilnehmern die gesamte Schweiz fest im frühen Karolingerreich integriert ist und korrigiert damit bisherige Auffassungen von einer «Königsferne» der damaligen Schweizergebiete. Die Autorin greift am meisten auf die Vorarbeiten zurück, die die HS bereitstellt. Ein wirtschaftsgeschichtliches Thema, das eng mit der KG verknüpft ist, nimmt H.-J. Gilomen auf mit dem Streit um die Basler Wucherpredigt des Johannes Mulberg (um 1411), worin kirchliche Theorie und Wirtschaftspraxis bezüglich Rentenkauf auseinanderklafften. Zum Themenbereich Kirche und Staat führt P. Braun mit seinem Beitrag über die Auseinandersetzungen des Lausanner Bischofs J. B. de Strambino (1662–84) mit der Freiburger Obrigkeit. Er zeigt, wie das durch die langjährige Abwesenheit des Diözesanbischofs erstarkte Staatskirchentum sich gegen die nachtridentinischen Reformbestrebungen sträubte, wobei Familienpolitik und andere Gründe mitspielten. In denselben Themenkreis fällt A. Gössis Referat über die Pfarrvisitation im Kanton Luzern im 18. Jahrhundert. Der konstanzer Visitator durfte nur in Begleitung eines staatlichen Vertreters seines Amtes walten, wobei es zu gewissen Anständen kam bezüglich der «*res mixtae*». Interessant ist der Hinweis, «daß die obrigkeitlichen kirchlichen Reformbestrebungen in erster Linie der Intensivierung und dem Ausbau der Herrschaft dienten» (S. 80). Natürlich sind die Visitationsprotokolle höchst ergiebige Quellen für sozialgeschichtliche Fragestellungen. F. Python greift einen Aspekt freiburgischer KG des 19. Jahrhunderts heraus: Eine Klerikergruppe, in einem Geheimbund vereinigt, kämpft gegen die Herausforderungen des Liberalismus mit einem gut aufgebauten Informationssystem, versucht aber auch die Zeitprobleme wissenschaftlich zu untersuchen und die nötigen Maßnahmen zu ergreifen. A. Moretti sprach über die Tessiner Diözesanfrage, die auch eine Frage war unter den Geistlichen, die dem römischen und dem ambrosianischen Ritus angehörten, wobei natürlich die politische Situation im Kanton ebenso Schwierigkeiten machte.

In diesem Zusammenhang sollen auch noch die beiden vorausgehenden Bände der ITINERA hier kurz erwähnt werden. Bd. 1 ist der «Ortsgeschichte» gewidmet, dessen Beiträge auf den Historikertag 1984 zurückgehen. Der Doppelband 2/3 faßt die Referate des Zweiten Schweizerischen Historikerinnen-treffens in Basel 1984 zusammen. Von besonders kirchengeschichtlichem Interesse ist der erste Artikel über die katholische Frauenbewegung in der Schweiz. Kirchliche Aspekte kommen teilweise auch in den anderen Beiträgen zur Sprache. Die Behauptung der «Anbetung Mariens» (S. 5) durch die Katholiken gehört offenbar zu den unausrottbaren Schlagwörtern aus dem antiquierten Arsenal konfessioneller Polemik; in wissenschaftlichen Arbeiten sollte sie nicht mehr zu finden sein.

Mariastein

LUKAS SCHENKER

Liber Donationum Altaeripae. Cartulaire de l'abbaye cistercienne d'Hauterive (XII^e–XIII^e siècles), éd. Ernst Tremp, trad. Isabelle Bissegger-Garin, Lausanne 1984 (MDR III/15), 433 p.

L'histoire de la Glâne et de la Moyenne-Sarine au XIII^e siècle nous échapperait presque complètement sans le Cartulaire d'Hauterive, qui a recueilli quelque 280 documents entre la fondation (1138) et 1200, avant d'en recevoir encore une quarantaine au XIII^e siècle. Leur importance est telle que les historiens les exploitent depuis deux siècles et qu'il existait, depuis 1896, une édition du Cartulaire due à l'abbé Gremaud. Mais cette édition n'était fondée que sur des copies du XV^e et du XVIII^e siècle, à cause des tribulations du manuscrit: disparu d'Hauterive vers 1800, il ne fut signalé qu'en 1897 en Angleterre et se trouve maintenant à Berlin. On comprendra donc que l'édition Gremaud devait être remplacée.

La nouvelle édition d'Ernst Tremp, remarquablement traduite en français, va bien au-delà de l'attente. Non seulement, le texte est établi de façon scrupuleuse, mais l'analyse interne du Cartulaire a permis de reconstituer sa composition et d'identifier son auteur principal avec une quasi-certitude (le cellérier Conon, actif à la fin du XII^e siècle). Parallèlement, la naissance de l'institution et son développement économique, tels qu'ils résultent des actes, sont amplement traités. Toutes les questions abordées bénéficient de la connaissance précise qu'a l'éditeur des autres établissements romands.

Reste peut-être la question de la datation des pièces, qui mérite plus ample discussion. C'est une particularité embarrassante du Cartulaire d'Hauterive que l'absence de dates pour presque toutes les pièces; pour tout le XII^e siècle, il n'y en a guère qu'une dizaine qui nous ont été transmises datées. Pour toutes les autres, il existe une datation traditionnelle qui remonte au XVIII^e siècle, à l'abbé d'Hauterive Bernard de Lenzbourg, premier historien à avoir utilisé le Cartulaire: annotant une copie qui lui servait pour ses travaux, il attribua à chaque acte non-daté une année indicative. Ces dates ont été reprises en 1923 par Gummy, dans son *Regeste de l'abbaye d'Hauterive*, et, ainsi diffusées, se

retrouvent dans tous les travaux récents. L'éditeur a choisi de les conserver chaque fois qu'elles n'étaient pas insoutenables. On peut se demander s'il n'aurait pas mieux valu les remplacer par des *fourchettes* délimitant la période possible de rédaction ou par des formules vagues (milieu du XII^e siècle ...) lorsqu'il aurait été impossible de déterminer les terminus *post* et *ante quem*. On aurait ainsi évité le risque qu'implique une proposition trop précise : l'année choisie un peu au hasard parmi les années plausibles s'impose aux historiens qui oublient presque inévitablement que la date qu'on leur propose ferait partie d'une fourchette de 10 ou 20 années et n'a pas plus de poids qu'aucune autre d'entre elles. Même l'éditeur, déjà, cède à cette tendance : dans l'acte 50, il appuie la date 1142 de Lenzbourg et Gumy en relevant qu'il y a parmi les témoins les doyens Emerrad et Giroud, qui sont également témoins d'une autre charte datée, elle, explicitement de 1142. Or ces deux doyens ont siégé plus de 30 ans ensemble au Chapitre de Lausanne et se retrouvent côte à côte comme témoins aussi bien en 1135 (Zeerleder I/74) qu'en 1162 (Gallia Christiana, Instr. XV/28). C'est ainsi que des dates qui ne reposent presque sur rien s'imposent peu à peu. Cela ne va pas sans conséquences ; c'est que, par ses longues listes de témoins, le Cartulaire d'Hauterive concerne un grand nombre de familles nobles et de dignitaires ecclésiastiques du diocèse de Lausanne. Ainsi, les datations arbitraires de Lenzbourg-Gumy ont troublé la mise au point de questions sans rapport direct avec Hauterive. Ne changeons pas d'exemple : ce même acte *daté* de 1142 a, par sa liste de témoins, pourvu l'histoire des débuts d'Hautcrêt et de Montheron d'abbés dont on est bien embarrassé à cette date (Helvetia Sacra III/3/1, p. 159 pour Hautcrêt, p. 327 pour Montheron). On peut donc regretter que cette édition ait encore renforcé l'autorité de ces dates traditionnelles ; certes, l'éditeur ne pouvait pas les remplacer par des datations précises, mais mieux fondées : les sources ne le permettaient pas. Mais l'impossibilité de dater les chartes d'Hauterive ne favorise pas les dates proposées par Lenzbourg-Gumy ; elle en montre, au contraire, l'inanité.

Mais c'est là une réserve très secondaire, devant un travail d'une telle précision et d'une telle qualité ; elles en font, avec le Cartulaire du Chapitre de Lausanne, une des très rares éditions de sources romandes des XII^e et XIII^e siècles qui se prêtent sans risque à des études minutieuses (du formulaire, de la titulature des dignitaires ...) qu'en général on n'ose conduire que sur les originaux. C'est que l'édition est fiable dans les plus petits détails : donnons pour finir l'exemple de cet Astralabius, abbé cité vers 1164 (no 74). On a pu penser que le fils d'Héloïse et d'Abélard avait trouvé refuge à Hauterive, puisque le nom d'Astralabius avait été forgé par ses parents et ne pouvait que très difficilement avoir été porté par quelqu'un d'autre. On sait maintenant que le seul passage qui le mentionne (à part une liste d'abbés des environs de 1300 qui sans doute s'en inspire) a été réécrit après grattage (note 8 au no 74). On ne peut pas imaginer que l'unique mention d'un aussi étrange abbé a pu être réécrite sans qu'il y ait falsification. Et ce n'est peut-être pas inintéressant pour l'histoire de la fortune d'Héloïse et d'Abélard qu'un monastère cistercien se soit soucié d'annexer leur fils comme abbé.

Helmut Maurer (éd.), *Churrätisches und St. Gallisches Mittelalter. Festschrift für Otto P. Clavadetscher zu seinem fünfundsiebzehnten Geburtstag*, Sigmaringen, Jan Thorbecke Verlag, 1984, p. X–280, ill.

Cette intéressante « Festschrift », dédiée à l'un des meilleurs spécialistes de l'histoire de St-Gall (bibl. des travaux de O. P. Clavadetscher : p. 257–264), est divisée en deux parties. La première intéresse l'histoire médiévale de la Rhétie, la deuxième l'histoire de St-Gall. Les contributions portent avant tout sur l'époque carolingienne.

Ursus Brunold (*Neu entdeckte Handschriftenfragmente in rätischer Minuskel*, p. 7–21) présente un certain nombre de fragments en minuscule rétique qui ont été découverts récemment dans des couvertures de livres et qui sont conservés actuellement à Coire et à Flums. Iso Müller (*Vom Baptisterium zum Taufstein. Zur Missionierung Churrätiens*, p. 23–36) soumet à une nouvelle analyse critique complète, la documentation textuelle et archéologique attestant les premières phases de la christianisation de la haute Rhétie. L'a. réussit à éclairer un contexte institutionnel et religieux, destiné généralement à rester des plus obscurs, faute de sources suffisantes. L'itinéraire monastique et intellectuel d'un des maîtres les plus importants de l'abbaye de St-Gall au IX^e siècle – le moine Iso – est reconstruit, avec une certaine argutie, par Johannes Duft (*Iso monachus – doctor nominatissimus*, p. 129–171). Il s'agit d'une importante contribution d'histoire intellectuelle carolingienne, qui contribue à éclaircir des problèmes que l'érudition antique et moderne avait laissés en suspens. La signification historique du séjour de l'empereur Charles III à St-Gall (883) est reconstituée par Karl Schmid (*Brüderschaften mit den Mönchen aus der Sicht des Kaiserbesuchs im Galluskloster vom Jahre 884*, p. 173–194), qui réexamine de manière large le phénomène complexe de la « fraternitas » et de l'« amicitia » dans le contexte impérial post-carolingien. La contribution de Michael Borgolte (*Salomo III. und St. Mangen. Zur Frage nach den Grabkirchen der Bischöfe von Konstanz*, p. 195–223) devra être prise en considération avec attention par les historiens et les archéologues intéressés par les problèmes des sépultures épiscopales. L'enquête confirme l'affirmation de M. Sot (*Gesta Episcoporum. Gesta Abbatum*, in *Typologie des sources du moyen âge occidental*, fasc. 37, 1981), selon laquelle la cathédrale devient siège traditionnel de sépultures épiscopales en liaison avec la production d'écrits de « mémoire » (anniversaires, gesta etc.). A Constance nous avons une date, pour le début d'un tel phénomène : 1118. Un indice important pour en rechercher les causes dans le plus vaste contexte spirituel et ecclésiastique de la Réforme Grégorienne. Walter Berschin (*Das Benedictionale Salomons III. für Adlbero von Augsburg* (Cambridge, Fitzwilliam Museum Ms. 27) met ce Codex en relation avec la production de manuscrits liturgiques à St-Gall sous l'abbé Salomon (890–920). La contribution de Ernst Ziegler (*Kirchenpfleger und Kirchenamt. Bemerkungen zur Verwaltungs- und Archivgeschichte der Stadt St. Gallen im Spätmittelalter*, p. 237–256) est la seule qui touche un problème d'histoire de l'église pour le bas Moyen Âge.

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

Subsidia Sangallensia I. Materialien und Untersuchungen zu den Verbrüderungsbüchern und zu den älteren Urkunden des Staatsarchivs St. Gallen, éd. Michael Borgolte, Dieter Guenich und Karl Schmid, Staatsarchiv und Stiftsarchiv St. Gallen 1986 (St. Galler Kultur und Geschichte, 16), p. 756, ill.

Ces toutes dernières années, l'histoire de l'abbaye de St. Gall a été l'objet d'importants travaux de haute érudition. Ainsi, deux nouvelles éditions critiques ont vu récemment le jour : les *Casus S. Galli* du moine Ekkehard IV, par Hans H. Haefele (Darmstadt 1980), et la *Vita sanctae Wiboradae*, par Walter Berschin (St-Gall 1983). D'autre part, une équipe de chercheurs dirigés par Albert Bruckner a publié une édition-facsimilé d'un des trésors du «*Stiftsarchiv*» de St. Gall, le *Liber viventium* de l'abbaye de Pfäfers (Bâle 1973).

Le présent volume, nouveau témoin de cette extraordinaire vitalité de recherche, contient deux amples monographies. Karl Schmid, Dieter Guenich et Roland Rappmann signent la première contribution qui porte sur les «*libri confraternitatum*» de l'abbaye de St-Gall ; Michael Borgolte et Dieter Guenich sont les auteurs d'un «*commentaire*» aux chartes saingalloises les plus anciennes.

Un fil commun réunit ces travaux, fruit d'une érudition imposante et apparemment sans faille : le désir de traiter de manière globale, des sources dont l'accès n'avait été jusqu'ici, et malgré un siècle de bonne érudition moderne, que partiel et incomplet.

Les contributions concernant les «*libri fraternitatum*», prolégomènes à une future édition facsimilé du Cod. sangall. Class. I. Cist. C 3. B 55 du Stiftsarchiv de Saint-Gall, projetée par les *Monumenta Germaniae Historica*, présentent une toute nouvelle hypothèse de travail, à savoir qu'à l'abbaye de St-Gall ont été produits, à l'époque carolingienne, deux «*libri fraternitatum*», rassemblés plus tard en un seul. La démonstration s'appuie sur une analyse extrêmement détaillée de l'ensemble des indices – paléographiques, codicologiques et textuels – provenant d'une documentation originale qui n'existe que très partiellement aujourd'hui. Les parties manquantes (reconstitution des 24 ff. du Codex A = p. 91–138 et des 60 ff. du Codex B : p. 157–276) ont pu être restituées, avec un degré suffisant de probabilité, à partir du deuxième volume des *Alamannicarum Rerum Scriptores* de Melchior Goldast, qui contient une tradition tardive, et de l'édition du célèbre *Codex Traditionum* de St-Gall (1645).

Les résultats des recherches de la deuxième partie intéresseront un grand nombre de spécialistes, étant donnée la diversité des démarches. Ainsi, M. Borgolte rassemble les éléments qui permettent de remonter à une «*conscience clanique*» («*Selbstverständnis einer Verwandtengemeinschaft*») de la part des membres d'une des plus importantes familles alémanes (le «*Geschlecht*» des Alaholfingiens).

Deux recherches de type fondamental constituent le noyau principal de cette deuxième partie : une liste complète de toutes les données chronologiques (date du document), diplomatiques (nom du scribe) et toponymiques (lieu de l'«*actum*» et du territoire objet de la charte) contenues dans les chartes saingalloises (ca. 800, jusqu'à 920 ca.) les plus anciennes (Wartmann II et II avec les adden-

da): le commentaire, fruit d'un réexamen paléographique complet, a permis de dresser une carte – impressionnante par quantité et étendue – des possessions monastiques à l'époque mérovingienne et carolingienne. Nul doute que l'index des 22 000 noms de personnes présents dans ces mêmes chartes (p. 493–734), produit à partir d'une révision systématique des actes eux-mêmes, est de nature à relancer la recherche dans au moins deux domaines: l'onomastique et la prosopographie.

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

Carlos M.N. Eire, *War against the Idols. The Reformation of Worship from Erasmus to Calvin*, Cambridge, Cambridge University Press, 1986, 326 p.

Dès son introduction, l'auteur nous avertit de l'ampleur et de l'ambition de la thèse générale d'un ouvrage qui fut d'ailleurs une thèse universitaire: « Calvin en défendant l'héritage de l'attitude protestante envers l'idolâtrie, a forgé une métaphysique théologique nouvelle, fondée sur l'Écriture sainte, dans laquelle les frontières entre le spirituel et le matériel étaient plus clairement tracées qu'auparavant. Sa réaffirmation de l'importance centrale d'un culte « spirituel » a fourni le fondement idéologique solide qui explique en grande partie l'agitation politique et sociale accompagnant la diffusion du calvinisme » (p. 3).

En fait cette « large synthèse » (p. 4) prétend montrer que le concept d'idolâtrie, sorte « d'œil du cyclone », cet endroit calme où semble se nourrir la tempête, permet d'opérer un discernement non seulement entre catholicisme et protestantisme, mais à l'intérieur de ce dernier entre luthériens et calvinistes.

On savait déjà que la théologie favorable ou au contraire hostile aux représentations dans le christianisme était seulement la pointe d'un iceberg. Ch. Schönborn a bien montré que la querelle iconoclaste des VIII^e et IX^e siècles en Orient, mettait en œuvre toute la théologie de l'Incarnation (L'icône du Christ, Paris³, 1985), et F. Boespflug, que le problème de la représentation trinitaire au XVIII^e siècle latin mettait en cause le rapport de l'Eglise et des Lumières (Dieu dans l'art, Paris, 1984). Mais au XVI^e siècle, il y a encore plus, car selon sa définition, le concept d'idolâtrie engage non seulement les rapports de l'Eglise avec l'activité artistique, la légitimité du culte de la Vierge et des saints, mais encore la théologie de l'Eucharistie dont la conception symbolique permettrait de sauvegarder l'aspect « spirituel », et même le rôle à accorder à l'Etat dans les problèmes religieux. En effet, par nature, l'iconoclasme ne peut se contenter d'une prédication enflammée ou de pamphlets rageurs, il doit encore descendre dans la rue ou pénétrer dans les églises, et y briser les idoles. Le problème est donc de savoir à qui revient cette violence légitimée: aux individus ou à l'Etat? C'est la perspective du dernier chapitre de l'ouvrage, retraçant le chemin qui mène « de l'iconoclasme à la révolution ».

Selon l'auteur, le point de départ du processus est le dépassement de ce qui aurait été une religion de l'immanence au Moyen Age vers celle d'une transcendence, par la volonté humaniste et réformée de rejeter la dévotion populaire

médiévale, proche d'un « para-polythéisme ». L'analyse s'appuie sur les ouvrages classiques en la matière. Mais il reste à clarifier – ce qui ne pouvait se faire dans un ouvrage dont Erasme constitue le premier jalon – les rapports complexes entre la haute mystique spéculative médiévale et ses retombées sur les cercles laïcs qui lui sont rattachés.

Hostiles aux « abus » du culte des saints et de leurs images, Wycliffe et Hus ne fondent pas théologiquement leur répugnance. Erasme, qui manie son ironie féroce contre les superstitions, y voit bien plutôt une piété mal dirigée qu'un mal en soi. Certes la revendication d'un « pur Evangile » contribue implicitement à rejeter tout ce qui ne s'y rattache pas directement.

La problématique se noue vraiment dans l'affrontement qui oppose Karlstadt et Luther. A partir de 1520 et surtout lorsque Luther a dû quitter Wittenberg, Karlstadt met au point une vraie théologie de l'iconoclasme, spécialement dans le « Von Abthung der Bylder und das keyn Bedtler unter Christen seyn sollen » du début 1522, dont la pratique dévastatrice fut sanctionnée partiellement par l'électeur Frédéric. A son retour, Luther s'oppose à celui qui est devenu son « pire ennemi » : son scandale vient-il de la violence ou de la théologie mise en œuvre ? La réponse est très clairement fondée sur sa propre conception de la Réforme et de la liberté du chrétien. Karlstadt n'a-t-il pas fait de l'iconoclasme une nouvelle et plus dangereuse « bonne œuvre » ? Luther montre d'ailleurs l'inanité du combat lui-même : « Pourquoi la conscience chrétienne devrait-elle être prise au piège et torturée par ce qui n'a aucune réalité ? » écrit-il à la fin 1524 (Contre les prophètes célestes, WA 40, 69). Ce « vide » des images montre bien, selon M. Eire, que Luther n'a ni l'intention ni l'intérêt de se servir de l'idolâtrie comme concept opératoire pour son combat, alors que la majorité des autres Réformateurs y attachent plus d'importance.

C'est ce qu'on voit en examinant les écrits de Vadian, si du moins c'est lui qui se cache sous le « Judas Nazarei », auteur de « Vom alten und neuen Gott, Glauben und Lehre » publié à Bâle en 1521, de Ludwig Hätzer, de Zwingli et de Bullinger. L'auteur étudie les positions dont chacune a ses nuances. Il n'omet pas le cas de Berne et cite la satire versifiée de Nicolas Manuel : « Klagrede der armen verfolgten Götzen und Tempelbilder » : les pauvres idoles ne sont pas responsables de la manière dont on les fait et traite mais l'impiété des hommes !

Le milieu de la Réforme de langue française est ensuite minutieusement examiné dans la mesure même où il prépare l'épanouissement de la théologie de Calvin qui donnera à l'idolâtrie sa force explosive. L'analyse de la position de Lefèvre d'Etaples, centrée sur le culte des saints d'ailleurs, et non sur le rôle des images, semble équilibrée : si l'auteur ne souscrit pas à ce qu'écrivait Imbart de la Tour, il prend ses distances par rapport aux outrances de H. Heller. Puisqu'il cite l'édition que nous avons proposée avec F. Giacone, des « Epistres et Evangiles » issues du milieu fabrisien, il convient de rectifier une allégation : notre hypothèse (citée p. 176, n. 35) n'est pas de voir en Gérard Roussel « the real author of most of the work » mais seulement des six dernières homélies ajoutées vers 1530. Or parmi ces textes, il est intéressant pour la compréhension du cercle de Meaux, de noter que, traitant de la fête de la Toussaint qui aurait bien convenu

pour un rejet du culte des images et des statues, le rédacteur se contente de proposer une belle méditation sur les Béatitudes mais que, pour la Dédicace, il oppose, discrètement d'ailleurs, les pierres vivantes que sont les chrétiens aux «pierres mortes» de nos églises d'ici-bas. En fait il n'y a pas dans la production de Lefèvre de développements théologiques sur l'idolâtrie.

A l'inverse, on en trouve chez Guillaume Farel dont on s'étonnera que l'auteur n'ait pas du tout utilisé le grand texte «Du vray usage de la croix de Jesus Christ» de 1560. Il y a enfin Calvin. Une longue et bonne analyse de l'œuvre calvinienne, et en particulier du «Traité des reliques» (1543) et de l'«L'Excuse à Messieurs les Nicodémistes» (1544) montre comment le réformateur de Genève met en œuvre une véritable psychologie de l'idolâtrie.

Le refus du «nicodémisme» et de toute dissimulation privée se fait précisément au nom de l'horreur de l'idolâtrie, et donne sa justification à la nécessité du schisme. L'ouvrage apporte ainsi une contribution à la question posée par J. Courvoisier: les réformateurs voulaient-ils fonder une nouvelle Eglise? (De la Réforme au protestantisme, Paris, 1977). De cette séparation fondée dans le droit divin, pour ainsi dire, naît la spécificité de la tradition réformée. Dans sa conclusion, Eire montre quelques conséquences sur la mentalité réformée, dont l'exclusion, ou du moins la réduction, de la symbolique féminine, véhiculée par la Vierge et les saintes.

Sans vouloir reprocher des lacunes à un livre déjà très riche, trop riche peut-être, il est possible de faire quelques suggestions pour continuer la recherche sur le thème de l'idolâtrie au XVI^e siècle. Il serait important de compléter ce qui est dit sur le protestantisme continental par l'examen de la Réforme anglicane dans la ligne de l'article de R. Whiting (*Journal of Ecclesiastical History*, 33 (1982), 30–47), mais aussi de façon plus originale, d'établir des analogies avec l'iconoclasme catholique espagnol contre les idoles indigènes en Amérique, qui eut aussi ses extrémistes. Enfin une recherche pourrait être entreprise à partir de l'histoire de l'exégèse à travers tout le XVI^e siècle catholique et protestant par un examen détaillé des commentaires bibliques de 2 Rois 22,14 (sur la réforme de Josias) mais surtout Matthieu 21, 12–17 et ses trois parallèles, sur les vendeurs chassés du Temple.

C'est dire combien ce livre brillant et nuancé à la fois suscite l'intérêt. Il concilie une bonne information et une belle clarté. Sa présentation est agréable en dépit de quelques fautes de typographie dans les noms en français, et surtout du manque dommageable d'une récapitulation de la bibliographie. Sa thèse centrale sera certainement discutée avec plus de précision dans l'avenir mais on devra tenir compte de cet ouvrage important sur les fondements mêmes de la Réforme protestante du XVI^e siècle et de sa consolidation.

Fribourg

GUY BEDOUELLE

Gérard Cholvy et Yves-Marie Hilaire. Histoire religieuse de la France contemporaine. Tome 1. 1800–1880. Toulouse, Privat, 1985. 352 p.

Cet ouvrage ne fait pas seulement le point des connaissances sur l'état religieux de la France au XIX^e siècle, il est aussi un témoignage remarquable des recherches et des points d'excellence de l'historiographie française des dernières décennies en ce domaine.

Cette « école » ne se contente pas, en effet, de la dimension ecclésiastique et tourne résolument le dos au genre apologétique. A partir du fait catholique majoritaire, elle s'ouvre à une démarche comparative, faisant place au protestantisme et au judaïsme. Son souci d'équilibre apparaît aussi bien dans l'alliage judicieux des techniques nouvelles (analyses sérielles, par exemple) et des approches plus classiques que dans la pondération entre ce qui a été vécu par le grand nombre et ce qui est demeuré marginal. Le recours constant à la géographie religieuse en est une autre caractéristique. Le XIX^e siècle apparaît alors sinon réhabilité du moins sous un jour neuf, avec son rythme propre qui ne se calque ni sur la chronologie politique, ni sur les seules séquences sociales ou économiques.

Le plan de l'ouvrage, en deux parties, exprime bien cet acquis et met en évidence deux versants dans ce premier XIX^e siècle, dont la période charnière se situe entre 1830–40. En amont, c'est la reconquête lente et indécise par un clergé affaibli d'un monde ébranlé par la Révolution. Les rapports privilégiés avec l'Etat ne vont pas sans désavantages et les divisions internes ne sont pas comblées. Sous le triomphalisme affiché, le tissu des chrétientés se reforme inégalement. L'environnement culturel des Seconde Lumières ne favorise pas le retour des élites intellectuelles et le détachement des masses – terme que les auteurs préfèrent à l'ambiguë et apparemment irréversible « déchristianisation » – s'impose dans certaines régions et selon des modalités variables.

Un renouveau apparaît cependant dans les années 1830–50, printemps de l'Eglise de France, qui donne lieu, en aval, à une période d'épanouissement jusqu'à dans les années 1870.

Ce renouveau n'est pas analysé d'abord dans ses composantes sociologiques ou institutionnelles, mais par le biais du développement d'une nouvelle piété et sensibilité religieuse : une religion plus ultramontaine, plus aimable et plus festive en réaction contre le rigorisme et le gallicanisme, une religion plus proche du vécu et de l'attente des fidèles, donc plus populaire. Il en résulte un nouveau clergé – notamment un grand nombre de religieux et religieuses en marge des rigidités concordataires – et de nouvelles bases institutionnelles (écoles primaire et secondaire, œuvres) qui captent en faveur de la religion la peur sociale (1848, Commune). Un retour des élites se note qui atteint plus l'aristocratie que la bourgeoisie, mais les effets de la Révolution industrielle enrayent le mouvement dans la classe ouvrière dont le détachement est finement mesuré et relativisé par les auteurs.

Ce souci d'une histoire attentive aux diversités sociales s'épanouit dans un vaste et dernier chapitre consacré à la présentation d'une géographie religieuse de la France. On y distingue, dans la moitié nord du pays, une zone centrale

dépressionnaire avec Paris et les diocèses qui l'avoisinent, entourée de chrétientés dont la restauration fut vigoureuse : l'Ouest, dans sa masse profonde, le Nord et l'Est, lorrain et alsacien, où les fidélités ecclésiastiques se nourrissent des rivalités confessionnelles. Dans la moitié Sud, de solides chrétientés rurales s'échelonnent de la Franche-Comté au Pays basque – là où souvent existent aussi des réformés – avec des zones plus ou moins vastes de détachement qui se prolongent sur le littoral.

L'ouvrage se termine par un bilan de cette restauration religieuse séculaire, vers 1880, à un moment où le trend du conformisme ambiant s'inverse et devient défavorable au catholicisme. La fracture révolutionnaire subsiste, mais les efforts de reconquête, avec leurs rythmes propres et leurs effets variables selon les couches sociales et les régions, ont remodelé la carte religieuse de la France.

Cette remarquable synthèse, appelée à être poursuivie jusqu'à l'histoire récente, s'ouvre à divers points de vue, et son souci d'impartialité lui fait éviter toute visée culpabilisante. Par sa dimension comparative et sa volonté de prendre en compte les diverses confessions, elle pourrait servir de modèle au renouvellement de l'histoire religieuse d'autres pays.

Fribourg

FRANCIS PYTHON

FRANCIS PYTHON

Mgr Etienne Marilley et son clergé à Fribourg au temps du Sonderbund 1846–1856

Intervention politique et défense religieuse

Collection: Etudes et recherches d'histoire contemporaine, vol. 10

620 pages, broché Fr. 84.–

Bulletin de commande

à retourner à votre librairie

ou aux Editions Universitaires, Pérolles 42, 1700 Fribourg

Le soussigné commande ____ ex. Francis Python: Mgr Etienne Marilley et son clergé à Fribourg au temps du Sonderbund, au prix de Fr. 84.– (+ port et emballage).

Nom: _____

Prénom: _____

Adresse: _____

Signature: _____